

II. 47.

Walter Engmann

Freiburg

Die Franzosen hielten ihn für einen SS-Mann

*Der folgende Text ist ein Ausschnitt aus den Lebenserinnerungen von Walter Engmann „Jeder hat seine Zeit (1933-1945)“, soweit sie den Einsatz beim Reichsarbeitsdienst und als Soldat im Zweiten Weltkrieg betrifft. Beim RAD war er in **Österreich**, in **Tamsweg** und **Altemark**, eingesetzt. An seinem 18. Geburtstag wird er zur Wehrmacht eingezogen, sehr harte Grundausbildung in **Utrecht/Holland**. Danach geht es mit seiner Einheit nach **Westpreußen**, nach **Rypin**. Aus einer Drei-Tage-Übung wird Ende Januar blutiger Ernst: die Rote Armee überrascht die Einheit durch ihren schnellen Vorstoß. Walter Engmann wird verwundet, kehrt aber noch mal zur Front zurück. Seine zweite Verwundung öffnet ihm den Fluchtweg nach Westen: auf einem der letzten Schiffe von **Danzig** nach **Dänemark**. Von dort schlägt er sich bis **Freiburg** durch und versteckt sich dort, bis die Franzosen einrücken. Als angeblicher SS-Mann denunziert, wird er festgenommen und nach Verhören freigelassen. Seine Freundin Gerda und deren Mutter werden ebenfalls eingesperrt: Sie sollen, so die Denunziation einer Elsässerin, einen SS-Mann versteckt haben. Es gelingt nach Wochen, sie freizubekommen.*

Walter Engmann: Jeder hat seine Zeit (1933-1945)

[...]

1944

Reichsarbeitsdienst (RAD)

Alle Jungen und Mädchen waren dienstpflchtig, in Friedenszeiten waren sie billige Arbeitskräfte des Staates und gleichzeitig eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Im Krieg standen Wehrrertüchtigung und die kriegswichtigen Arbeiten im Vordergrund. Ich wurde in den Gau Salzburg einberufen, die ersten sechs Wochen nach Mauterndorf bei Tamsweg.

Dieses Lager war ein Hungerlager, die Hauptmahlzeit bestand aus Rüben und süß schmeckenden erfrorenen Kartoffeln. Dabei mussten wir neben dem üblichen Schliff, u.a. war Griffeklopfen mit dem Spaten angesagt, in den verschneiten Wäldern der Umgebung Holz fällen und spalten. Ein Glück, dass dieses Lager bald aufgelöst wurde! Ein Kamerad hat das allerdings nicht mehr erlebt. Er starb mit Blinddarmdurchbruch auf der Krankenstation des Lagers, weil die Führer seine Krankheit („Drückeberger“) nicht ernst nahmen, er falsch behandelt wurde und der zuletzt herbei gerufene Arzt aus Tamsweg nur noch den Totenschein ausstellen konnte. Die RAD-Abteilung wurde zur Flak-Batterie umgewandelt und soll nach Frankreich gekommen sein. Nur einige – Offiziersbewerber wie ich – kamen in ein anderes RAD-Lager nach Altemark.

Dort ging's uns viel besser: Nun wussten wir erst welche Verpflegung uns eigentlich zustand, d.h. im anderen Lager müssen Lebensmittel verschoben worden sein. Auch die Behandlung war hier

menschlicher, die Arbeit, die wir verrichteten, sinnvoll: Hochgelegene Moorwiesen entwässern durch Verlegen von Drainagerohren, was den dortigen Bauern helfen sollte. Daneben fand vormilitärische Ausbildung auf Skiern unter kompetenter Leitung statt: Der Truppführer war Mitglied der deutschen Olympiamannschaft von 1936 gewesen. In dem Lager, inmitten einer herrlichen Gebirgslandschaft und beginnendem Bergfrühling, hätte ich's noch lange ausgehalten.

Wie es da manchmal zuging: Die Hälfte unseres Zuges war beim Pickeln und Schaufeln von Drainagegräben, die andere Hälfte musste sich mit bloßem Oberkörper in der Sonne aalen und wurde von einem „Spezialisten“ mit einem großen Pinsel regelmäßig eingeeölt. Auf das Kommando: „Das Ganze kehrt, einpinseln!“ wurde für eine gleichmäßige Bräune von vorn und hinten gesorgt. Nach einer Stunde war Ablösung beim Arbeiten und Aalen fällig. Wenn dann unsere Körper mindestens so braun wie die RAD-Uniform waren, wurde ein Ausmarsch ins Städtchen mit blankem Oberkörper und blitzendem Spaten veranstaltet.

Einberufung zur Wehrmacht

Auf den Tag genau mit Vollendung meines 18. Lebensjahres wurde ich am 1. Juli zur Wehrmacht einberufen. Ich hatte mich mit meinem Klassenkameraden Karl Staiger zu einer Fallschirm-Panzer-Division gemeldet in der Hoffnung, zu den Panzern zu kommen. Diese Division war eine Luftwaffeneinheit. Es hieß immer, wer sich zu den Panzern meldet, kommt zur Waffen-SS, und das wollten wir auf keinen Fall.

Mein Geburtstagsnachmittag fand also auf dem Hof einer Schule in Utrecht/Holland statt. Dort wurden wir aufgerufen, eingeteilt und eingekleidet. Als die Namen von Karl und mir aufgerufen wurden, trauten wir unseren Ohren nicht: „1. Fallschirmregiment!“ – von wegen Panzersoldat! Karl war allerdings viel mehr betroffen als ich, denn für ihn gab's nichts Anderes als motorisiert zu sein, denn er war ja in Freiburg bei der Motor-HJ und konnte schon Motorrad fahren.

Der arme Kerl war so enttäuscht, das er fast heulte! „Mensch Walter, was soll ich bloß machen, ich will nicht zu den Fallschirmjägern, ich will zu den Panzern oder wenigstens zu den Motorisierten!“ „Du Karl, ich weiß noch vom Turnen in der Schule, dass du Plattfüße hast, und das passt sicher nicht zu einem Fallschirmjäger. Rede mal mit dem Spieß (Hauptfeldwebel) da vorne, vielleicht hast du Glück.“ Tatsächlich, er hatte mit seinem „Plattfußargument“ Glück und kam zu einer motorisierten Einheit – und ich wurde nun Fallschirmjäger. Trotz des vermeintlich sicheren Postens eines Chef-Fahrers, der er später gewesen sein soll, ist er nicht aus dem Krieg heimgekommen.

Für mich begann nun die härteste Zeit meines Lebens: Unsere Grund- und Gefechtsausbildung war hart an der Grenze des Erträglichen. Wir haben die holländische Heidelandschaft mehr auf dem Bauch als auf den Füßen erlebt und erlitten. Im Nachhinein muss ich allerdings sagen, dass mir diese harte Ausbildung vielleicht geholfen hat bei meinem späteren Einsatz an der Front. So fanden öfters 25-km-Gepäckmärsche in voller Ausrüstung mit Sturmgepäck, Waffen, Stahlhelm und Gasmaske

statt. Wir marschierten bei brütender Hitze durch die Heide, immer wieder unterbrochen durch „Alarm“, d.h. sich auf den Boden werfen und weiter robben, „Gasalarm“, d.h. Gasmaske aufziehen und dann im Dauerlauf weiter, „Sprungübung“, d.h. in voller Ausrüstung mit einem Salto vorwärts in eine 2-3 Meter tiefe Sandgrube springen. Schieß- und Nahkampfübungen waren dagegen die reine Erholung für uns.

Ende September kam unser General, um sich bei einer Gefechtsübung mit scharfer Munition vom guten Ausbildungsstand unserer Einheit zu überzeugen. Er schien zufrieden. Der Marschbefehl ließ auch nicht lange auf sich warten: es ging nach Osten. Wir marschierten bei Nacht von unserem letzten Standort Hilversum los. Nachtmarsch deshalb, weil die feindlichen Tiefflieger tagsüber die Straßen kontrollierten. Die Alliierten waren ja schon im Sommer in der Normandie gelandet und auf dem Vormarsch. Am Tage verkrochen wir uns in Scheunen um zu schlafen, uns von den anstrengenden Märschen zu erholen und nach Essbarem zu suchen.

Doch bald war klar, das wir zu Fuß quer durch Holland viel zu langsam waren. Deshalb Befehl des Kommandeurs am zweiten Morgen: „Jeder besorgt sich im Laufe des Tages ein Fahrrad, wenn möglich, schreibt eine Quittung!“ Ich ging im nächsten Dorf zum Rathaus mit der Aufforderung, mir ein Fahrrad zur Verfügung zu stellen. Die anwesenden Holländer wollten mich erst nicht verstehen und versicherten dann, sie hätten keine Fahrräder, was ich nicht glaubte „im Lande des Fahrrads“. Also untersuchte ich die Rückgebäude, und siehe da: In einer vergitterten Zelle, wohl der Notarrest des Dorfes, stand ein Damenfahrrad, das ich dann schweren Herzens einer heulenden Rathausangestellten – gegen Quittung – abnehmen musste. Nun ging die Fahrt durch Holland flott voran, und bald waren wir an der deutschen Grenze bei Bentheim.

Wir wurden in ein leer stehendes Arbeitsdienstlager eingewiesen, und als erstes wurde unser Gepäck von Feldgendarmen nach „Beutegut“ untersucht und vorhandenes beschlagnahmt. Die Fahrräder, an den meisten befanden sich Adressenschildchen, wurden zusammengestellt. Eine Kommission sortierte einige wenige diensttaugliche Räder aus. Die meisten Fahrräder haben wir dann in Güterwagen verladen, die wieder nach Holland zurückgingen. Zwei Kameraden kamen schon am nächsten Tag vor ein Schnellgericht, weil sie ihre Räder an deutsche Zivilisten verschenkt oder verkauft hatten. Sie wurden zum Strafbataillon verurteilt, einem Himmelfahrtskommando, so gut wie eine Todesstrafe auf Zeit.

Auf dem Weg zur Front

Eine schier endlose Fahrt in strohausgelegten Güterwagen, ähnlich einem Viehtransport, brachte uns quer durch Deutschland nach Polen. Radom war Sammelpunkt unserer Einheit im Osten. Dort wurden kleinere Einheiten gebildet und weiter verteilt: Die einen kamen als Ersatz direkt an die Front, andere, wie wir, wurden zur weiteren Ausbildung und auch schon als Ausbilder frisch Eingetrossener verlegt. Von einer Springer-Ausbildung war Gott sei Dank nicht mehr die Rede, ein Einsatz mit Fallschirmabsprung unmöglich. Wir waren nur noch bessere Grenadiere.

Wir wurden zuerst in einem Schulhaus bei Rypin untergebracht, auf Stroh am Boden, aber wenigstens im Trockenen. Im Hof gab es einen Ziehbrunnen als einzige Wasserstelle. Wir waren ja in „Westpreußen“, eigentlich Polen, am Rande der Welt, wie uns schien. Die Hauptbevölkerung war polnisch, durchsetzt von Deutschen, die aus Russland umgesiedelt worden waren. Nach wenigen Tagen bezogen wir Quartier auf einem großen Gutshof in der Nähe. Neben dem Hof wurden so genannte Finnenzelte aufgebaut, das waren achteckige Sperrholzzelte, in der Mitte ein eiserner Ofen, der mit Holz gefeuert wurde, um den wir neun Mann im Stroh lagerten. So langweilig wie die Gegend war auch unser Dienst: Geländeübungen und Waffenausbildung, hauptsächlich Waffen- und Klamottenreinigen, denn wir lagen oft im Dreck.

Eines Tages weckte uns der UvD (Unteroffizier vom Dienst), und als wir nicht gleich auf die Beine kamen, schnauzte er uns im üblichen Kommissston an: „Los raus, ihr faulen Säcke!“ „Halt' die Schnurre du Dubel!“ war meine noch verschlafene Antwort. Hatten wir doch Stunden zuvor wieder einmal eine Nachtübung. Darauf der UvD: „Du bist aus Freiburg, stimmt's?“ Meine badische Anrede hatte mich also verraten. Was ich nicht wusste: Er war auch Freiburger, Sohn eines in Freiburg bekannten Rechtsanwalts. Dass wir von dem Tage an oft zusammen saßen, war mir klar. Ihm ging's wie mir: Wir hatten eigentlich beide die Schnauze voll vom Krieg spielen, dabei hatte es für uns noch gar nicht richtig angefangen!

Ende November stürmte Donald Kuntz abends zu mir ins Finnenzelt: „Du, ich komme gerade vom Funkwagen. Die hören immer die Feindsender ab, und da haben die Tommys berichtet, dass in der vergangenen Nacht Freiburg schwer bombardiert wurde. Ich glaube, es war ziemlich schlimm!“

Das war die Nachricht von der Bombardierung Freiburgs am 27. November, bei der mehrere Tausend Menschen getötet, viele verletzt und der größte Teil der Stadt zerstört wurde. Darunter war auch das Haus in der Barbarastraße, in dem meine Eltern gewohnt hatten.

Ich war total fertig, wusste ich doch nicht, wie es daheim aussah. Wir hatten auch nie geglaubt, dass unsere Stadt zerbombt werden würde wie andere deutsche Städte. Freiburg war doch angeblich zur „offenen Stadt“ erklärt worden, also zu einer Stadt ohne militärische Bedeutung. Aber das sahen die Alliierten wohl anders im Hinblick auf ihren Vormarsch im Westen.

Um meine Familie brauchte ich mir keine Sorgen zu machen: Meine Mutter war bei ihren Schwerstern in der Schweiz, Vater war irgendwo in Deutschland mit seinen 54 Jahren wieder einmal Soldat („totaler Krieg“), und Eddi war auf dem Rückzug aus Afrika in Italien gelandet.

Ich hatte nur Angst um Gerda. Erst zwei Wochen später bekam ich Post von ihr. Sie schrieb, dass unsere Wohnung total zerstört wurde, ihr Wohnhaus noch ganz sei und es ihr soweit gut gehe. Das Stadtzentrum und machen Stadtteile lägen aber in Schutt und Asche.

1945

Rückzugsgefechte

Auszüge aus meinem Brief an Gerda, den ich am 1. Februar aus dem Lazarett Zoppot (bei Danzig) nach meinem ersten Fronteinsatz geschrieben hatte. Ich schrieb teilweise in Stenografie wegen des Inhalts. Ich dachte, dann könnte ihn außer Gerda keiner lesen, sonst hätte man uns vielleicht wegen „Wehrkraftzersetzung“ belangt und zu diesem Zeitpunkt wurde „kurzer Prozess“ gemacht.

„... Mir geht's soweit gut. Ich liege hier im Lazarett mit Fieber, Bronchitis und Verdacht auf Lungenentzündung und einer Verletzung am linken Oberschenkel, verursacht durch zwei kleine Handgranatensplitter von einem russischen Nachtangriff auf den Flugplatz von Graudenz. Was ich in den letzten 14 Tagen mitgemacht habe, kann ich dir vielleicht später einmal erzählen, aufs Papier kann ich's nicht bringen. Aber ich bin froh, dass ich dieses Mal mit viel Glück durchgekommen bin. Was aus meinen Kameraden geworden ist, weiß ich nicht. Nur ganz wenige werden aus dieser Hölle herauskommen, viele sind auch schon vermisst, gefangen, verwundet, tot. Von meiner Kompanie mit 150 Mann waren noch etwa 30 da! Wie das wohl weiter geht? Ich glaube jedenfalls, dass der Krieg bald zu Ende ist, allerdings anders, als man ursprünglich dachte.

Dieser Rückzug war ein Chaos ohnegleichen. Selbst alte Soldaten, die schon über drei Jahre in Russland waren, haben so was noch nie mitgemacht. Ganz kurz: Ich kam an einem Sonntag vor 14 Tagen nach Rypin zurück zu einem Lehrgang. Wir rückten sofort aus zu einer so genannten Drei-Tage-Übung etwa 20 km ostwärts von Rypin und bezogen Stellung. Solche Übungen kamen ab und zu vor, aber niemand dachte an einen Ernstfall, denn der Iwan war ja über 100 km weit weg. So hatten wir nichts mitgenommen, außer was wir an hatten und unsere Waffen und das Sturmgepäck. Am dritten Tag der ‚Übung‘ hieß es plötzlich, die Sache wird ernst! Fahrzeuge, Flüchtlinge und Soldaten kamen an uns vorbei – und dann kam auch schon der Iwan! 150 km haben wir zu Fuß in 8 Tagen kämpfend, hungernd und frierend bei Schnee und eisiger Kälte zurückgelegt. Auf jeden Fall war mein Schutzengel dieses Mal bei mir, sonst wär' ich jetzt nicht hier. Hinterlasse immer wo du bist, dass ich dich finde, wenn der Krieg einmal aus ist! Dann werden wir uns zusammen durchschlagen. Ich habe überhaupt nichts mehr als das, was ich an habe...“

Neben dem Schießen und der Furcht, selbst getroffen zu werden, sind mir noch drei Episoden dieses Rückzuges in Erinnerung:

„**Schlachtfest**“: Da wir uns selbst verpflegen mussten, wurden immer wieder Spähtrupps zu Bauernhöfen in der Nähe geschickt auf der Suche nach Essbarem. Ein alter polnischer Bauer, der allein zurück geblieben war, bat uns händeringend, wir sollen seine zwei Schweine erschießen und ihm beim Schlachten helfen, bevor der Russe käme. Da wir gerade weit genug vom Verfolger weg waren – wir hatten ihn tags zuvor bei einem Gegenangriff unter hohen Verlusten zurück geworfen

(dabei fiel mein bester Kumpel Gerhard Heusel, ein Lehrersohn aus Linsenhofen Krs. Nürtingen) – wurde ganz schnell gehandelt. Als das Schwein zerlegt war, hat uns der Bauer ein paar Fleischstücke eingepackt und unsere Kochgeschirre mit Schweineschmalz gefüllt. Das war in den nächsten Tagen unsere Hauptverpflegung.

„Reibekuchen“: Beim nächsten Bauernhof trafen wir eine alte Polin an, die wir aus ihrem Kellerversteck herausholten. Sie zitterte am ganzen Körper. Nachdem sie merkte, dass sie nichts zu befürchten hatte, sondern dass wir nur etwas Warmes essen wollten, wurde schnell der Herd in der Küche angeheizt und eine große Schüssel mit Kartoffeln herbei geholt. Unsere rheinischen Jungs waren sofort dabei, die Kartoffeln für Reibekuchen zu verarbeiten. Wir wollten gerade mit unserem Schmalz den Kartoffelteig braten, als unser Posten hereingestürmt kam: „Panzeralarm!“ „Alles raus hier, die Frau in den Keller zurück, Panzerfäuste und MGs am Waldrand in Stellung gehen!“ kam der Befehl unseres Feldwebels. Es war sein letzter Befehl.

Der Toni nahm die riesige Schüssel voll Kartoffelteig und zerschmetterte sie auf dem Steinboden mit den Worten: „Das sollen die Iwans aber nicht zu fressen kriegen!“ Fast gleichzeitig schlug eine Panzergranate vor dem Haus ein. Ein handgroßer Splitter flog durchs Fenster und riss unserem Feldwebel den Kopf weg. Blut und Gehirnteile spritzten an die Wände, die Decke und auf die noch in der Küche befindlichen Soldaten. Ein Toter und eine zitternde Frau bleiben zurück, und wir kämpften mit hungrigen Mägen weiter.

„Stabszahlmeister“: Nach etwa zehn Tagen erreichten wir die Stadt Graudenz, die von Hitler zur „Festung“ erklärt worden war. Das hieß für uns: Hier wird der Krieg für uns zu Ende gehen, egal wie, denn eine Festung musste laut Führerbefehl verteidigt werden „bis zur letzten Patrone, bis zum letzten Mann“. Am Stadtrand fand einer unserer Spähtrupps ein riesiges Versorgungslager der Wehrmacht, bewacht von zwei Landsern und einem Stabszahlmeister. Dieser verweigerte unserem Trupp den Zutritt mit den Worten: „Keiner betritt das Versorgungslager. Das Lager wird zur Sprengung vorbereitet!“ Der „Zahlmops“, wie wir diese Art Offiziere nannten, ließ überhaupt nicht mit sich reden. Weder hörte er auf den Hinweis, dass unsere Einheit eine Versorgung mit Lebensmitteln und Kleidung dringend nötig hätte, noch nahm er zur Kenntnis, dass die Zivilbevölkerung in der Stadt sicher auch froh wäre, etwas abzubekommen. Dann ging alles ganz schnell:

Der Spähtruppführer meldete den Vorfall unserem Kommandeur, Oberstleutnant Francois. Der eilte wutentbrannt zum Vorratslager, stellte den Stabszahlmeister zur Rede, und als dieser sich mit den Worten widersetzen wollte: „Das Lager ist befehlsgemäß zur Sprengung vorbereitet und abgebucht. Wer das Lager betritt, wird wegen Plünderung von den Posten erschossen“, zog unser Kommandeur seine Pistole und gab seinen Begleitern den Befehl das Lager zu besetzen und alles für die Einheit Wichtige sicher zu stellen.

Gleichzeitig schickte er einen Melder in die Stadt, um der Bevölkerung bekannt zu machen, dass sie zum Lager kommen sollten. Und sie kamen: Mit Leiter- und Kinderwagen, Taschen, Säcken und

Körben und waren glücklich, auch etwas zu bekommen. Was mit der Lagerbewachung danach geschah ist mir unbekannt. Entweder machten sie sich noch schnell aus dem Staub – allerdings dann mit leeren Händen – oder sie wurden „liebervoll“ in unsere Truppe für den Endkampf um Graudenz aufgenommen.

Zweiter Fronteinsatz

Anfang März wurde ich aus dem Lazarett entlassen, wie die meisten, die noch irgendwie einsatzfähig waren. Vorher kam ein Major durch die Krankenzimmer, schaute sich die Patienten und ihre Krankenblätter an und entschied in den meisten Fällen: „Raus an die Front!“ Es ging auch das Gerücht um, dass dieser „Heldenklau“ dafür gesorgt haben soll, dass der leitende Oberfeldarzt abkommandiert wurde – wenn nicht sogar Schlimmeres –, weil er die Verletzten zu lange in seinem Lazarett gehalten habe.

Ich bekam meinen Karabiner wieder ausgehändigt und musste mich an einem Sammelplatz zur Verteidigung Danzigs melden. Zu meiner Einheit kam ich natürlich nicht mehr, stattdessen zu einem zusammen gewürfelten Haufen, der sich 461. Grenadierregiment nannte. Ein General hielt den drei hinter der Front versammelten Kompanien – es soll der Rest des ganzen Regiments gewesen sein – eine zündende Rede mit dem Auftrag, mit einem Gegenangriff eine wichtige Bahnverbindung zurück zu erobern und zu sichern.

Schon auf dem Vormarsch zu unserer Ausgangsstellung wurden wir von russischem Geschützfeuer entlang unserer Straße empfangen. An einem Waldrand bezogen wir Stellung, gruben uns mit unseren Spaten und Kochgeschirren in den Sandboden ein. Wir wurden gleich von schwerem MG- und Granatwerferfeuer zugedeckt. Es gab die ersten Toten und Verwundeten, an einen Gegenangriff war überhaupt nicht zu denken.

Unsere drei Kompanien wurden nun von einem Leutnant und zwei Feldwebeln geführt, weitere Offiziere waren an der Front nicht zu sehen. Wir hatten bei unserer Kompanie mit etwa 100 Mann noch ein MG, sonst nur unsere Handfeuerwaffen. Von Zeit zu Zeit kamen von hinten drei Panzer, die schossen ein paar Salven in Richtung Iwan und verschwanden dann schnell wieder. Die Antwort dafür bekamen dann wir mit verstärktem PAK-, Granatwerfer- und MG-Feuer. Nach einigen Stunden waren von unserer Kompanie noch etwa drei Dutzend Mann übrig.

Da erwischte es auch mich: Als ich aus meinem Loch mit dem Fernglas Richtung Feind schaute, um unserem MG-Schützen eine Zielansprache zu geben, schlug neben uns eine Granate ein. Ich bekam einen Schlag ins Gesicht und das Blut schoss über meine rechte Gesichtshälfte. Ich sprang schnell aus meiner Deckung, rannte zurück und konnte gerade noch auf einen zurück fahrenden Panzer klettern. Ein Panzersoldat half mir dabei widerwillig, wohl aus Angst, selbst getroffen zu werden. Nun ging's zurück zur Verwundeten-Sammelstelle hinter der Front. Ich wurde verbunden und bekam den Verwundeten-Transportschein. Zuerst mit einem Pferdefuhrwerk, dann mit einem Sanka

(Sanitätskraftwagen) wurde ich mit anderen Verwundeten Richtung Danzig gefahren und in ein Lazarett gebracht.

Diese Fahrt war das Grauensvollste, was ich in diesem Krieg gesehen hatte: An den Chauseebäumen vor den Häusern hingen blutjunge deutsche Soldaten mit Schildern vor der Brust: „Ich war feige“, „ein feiger Verräter“, „ein feiges Schwein“, usw. Ich war entsetzt! Ich sah etwa ein Dutzend solcher jungen Burschen an den Bäumen hängen. Das war wie ein Faustschlag! Das war für mich das entscheidende Erlebnis, das mir vor Augen führte, für welches verbrecherische System wir und unser Volk geopfert worden waren.

Ich hatte darüber fast meine Verwundung vergessen. Im Lazarett angekommen, untersucht und eingewiesen, wurde festgestellt, dass ich ein ca. 2 cm großes Loch in der rechten Wange hatte und mehrere kleine Granatsplitter im rechten Oberkiefer. Ich konnte mit dem rechten Auge nichts mehr sehen und rechts kaum etwas hören. Der Stabsarzt kam aus Karlsruhe und hat mich als Badener gleich bevorzugt behandelt. Als ich ihm von der schrecklichen Fahrt erzählte, sagte er: „Es sind noch viel mehr als die, die du gesehen hast. Von Verwundeten weiß ich, dass es hauptsächlich 17-jährige ehemalige Arbeitsdienstler gewesen sind, die man in die SS ‚überführt‘ und mit russischen Karabinern und 10 Schuss Munition an die Front geschickt hatte.“

Bei dieser Front, ich kannte sie ja, wusste keiner mehr, wo vorn und hinten war. Wir wurden sogar von den Russen mit erbeuteten deutschen Nebelwerfern und MGs beschossen. Die jungen Kerle, die nicht ausgebildet und an der Front unerfahren waren, hatten wohl den Kopf verloren und gingen zurück. Statt in eine Auffangstellung zu kommen, schnappte sie dann hinten der „Heldenklau“, das waren Feldgendarmen und Gruppen von Offizieren (nicht nur SS!), die vorn an der Front gefehlt hatten. Ich habe sie durch das Sanka-Fenster mit eigenen Augen gesehen!

Heimkehr

Ende März kam der Stabsarzt aus Karlsruhe zu mir: „Du willst doch sicher heim, und transportfähig bist du ja auch. Du kannst morgen auf ein Schiff, das mit einem Geleitzug über die Ostsee fährt. Komm' gut nach Hause und grüß mir unser Baden!“

Also machte ich mich auf den Weg zum Hafen Danzig-Neufahrwasser. Bei meiner Ankunft fielen erst mal ein paar Bomben. Zum Glück wurde das Schiff, ein alter Kahn, nicht getroffen. Es spielten sich unbeschreibliche Szenen ab: Hunderte von Verwundeten und Flüchtlingen drängten sich vor dem Aufgang zum Schiff. Feldgendarmen hatten die Maschinenpistolen im Anschlag und ließen zuerst die Verwundeten, dann noch Frauen und Kinder auf das Schiff, das in der darauf folgenden Nacht ablegte in Richtung Dänemark. Es sollte einer der letzten Geleitzüge sein, der sich auf den Weg über die von russischen U-Booten gefährdete Ostsee machte. Wir durften uns nur im Bauch des Schiffes unter unmenschlichen Bedingungen aufhalten.

Zum Glück kamen wir gut in Frederikshavn/Dänemark an. Auf dem Schiff lernte ich einen älteren Landser kennen, der auf der Insel Rügen daheim war. Er ging an Krücken, hatte einen Beinschuss. Da ich beweglicher war und kein Handgepäck hatte, kümmerte ich mich um ihn und trug seinen Brotbeutel (Inhalt u.a. eine Pistole und eine Eierhandgranate „für alle Fälle“, wie er sagte).

Auf dem Bahnhof in Dänemark stürmten die Landser den dort stehenden Lazarettzug. Als ich mit meinem gehbehinderten Kumpel ankam, stand ein Zugbegleiter an der Tür und brüllte: „Der Zug ist voll, höchstens einer kann noch rein!“ Da wir beide zusammen bleiben wollten, stieg keiner von uns ein, denn es hieß, es käme noch ein Zug. Er kam auch, Stunden später: Ein Güterzug mit stinkendem Stroh, also wieder einmal ein „Viehtransport“. Aber Hauptsache es ging in Richtung Heimat.

Als wir in Hamburg einfuhren, stand auf einem Nebengleis ein Lazarettzug, noch qualmend, die Dächer der Waggonen von vorn bis hinten aufgerissen. Ein Bahnbeamter berichtete: „Der Lazarettzug kam vor ein paar Stunden aus Dänemark. Er wurde von englischen Tieffliegern angegriffen. Der Zug brannte sofort, nur ein paar Verwundete konnten gerettet werden. Das war Mord, das hat mit Krieg nichts mehr zu tun, das war ein deutlich gekennzeichnete Rotkreuzzug!“ – Krieg ist wohl immer und überall Mord! – Wir zwei hatten Glück, dass dieser Zug für uns „besetzt“ war! Leider verlor ich meinen Kumpel bei dem anschließenden Tumult auf dem Bahnhof. Er fuhr wohl in eine andere Richtung als ich. Ich kam in einen Zug, der Richtung Lüneburger Heide ging. Ich landete in Lemgo, in einem Heimatlazarett.

An Ostern schmückten die Schwestern, es waren Diakonissinnen, unsere Nachttische mit farbigen Ostereiern und Gänseblümchen und weckten uns mit Frühlings- und Kirchenliedern. Es war eine Stimmung fast wie daheim. Um diese Zeit kam im Radio wieder einmal ein „Aufruf an das deutsche Volk“. Die Durchhalteparolen gipfelten in dem Satz: „Jeder Deutsche hat mit der Waffe in der Hand den eindringenden Feind zu bekämpfen!“ Darauf hin wollte ein neben mir liegender Feldwebel, der mehrere Tapferkeitsauszeichnungen hatte, aus dem Bett springen und mit seinem Krückstock den Volksempfänger zertrümmern: „Der Lump soll sein Maul halten! Die haben uns verraten, diese Schweine!“ Arzt und Schwestern kamen herein gestürmt und beruhigten ihn mit den Worten: „Lass doch, das Radio kann ja nichts dafür!“ – So war die Stimmung Ende März 1945.

Nun hörten wir schon Geschützfeuer in der Ferne und alle dachten, bald sind die Amis da, und wir kommen in Gefangenschaft. Unerwartet wurde ich zur Schreibstube gerufen und gefragt, wo ich daheim sei. Ein Marschbefehl, gültig auch als Fahrausweis, wurde ausgestellt und ich wurde Richtung Heimat entlassen. Eine Odyssee quer durch Deutschland, diesmal Richtung Süden, begann.

Über Weisenfels a. d. Saale und Nürnberg ging die Fahrt, teils per Bahn, teils als Anhalter auf Wehrmachtsfahrzeugen. Ich weiß heute nicht mehr, wie ich schließlich in Donaueschingen gelandet bin, durchs Höllental kam und am Wiehrebahnhof in Freiburg aus dem Zug stieg. Der Marsch durch die ganze Stadt zu Gerdas Wohnung in der Nähe des Komturplatzes dauerte über eine Stunde. Es

gab keine Straßenbahn mehr, ich sah nur noch Trümmer links und rechts der Straßen. Es war zum Heulen, aber ich war daheim!

Gefangenschaft und Gefängnis

Gerda und ihre Mutter haben mich natürlich mit großer Freude aufgenommen, ihr Vater war mittlerweile auch Soldat geworden. Da ich die letzten Durchhaltebefehle von Himmler, Goebbels und Hitler kannte, hielt ich es für richtig mich gleich überall anzumelden: Bei der Wehrmachtskommandantur, da erhielt ich sogar am 12.4.45 noch Wehrsold für den ganzen Monat April. Beim Ernährungsamt erhielt ich Lebensmittelkarten und wurde von der Behörde als Verwundeter von Aufräumarbeiten freigestellt. Dann musste ich mich beim Heimatlazarett in der Schlageterkaserne (später Vaubankaserne) melden.

Als ich im Flur auf einer Bank wartete, bis ich an die Reihe kam, ging die Tür auf und ein Luftwaffensoldat mit einem Schulterverband kam heraus und hat mich angesprochen: „Du, hör mal, verschwinde hier ganz schnell oder du bist dran! Die machen hier jeden KV (kriegsverwendungsfähig). Der Heini da drinnen hat doch zu mir gesagt, dass mein Schussbruch in der linken Schulter gar nichts sei. Ich könnte ja immer noch mit dem rechten Arm eine Panzerfaust abfeuern. Ich soll mich auf dem Flugplatz bei der Heimatverteidigung melden.“ „Danke Kumpel für den Tipp“ und weg war ich.

Die nachfolgende Woche ließ ich mich nicht mehr auf der Straße sehen, bis „Führers Geburtstag“ am 20. April vorüber war und am darauf folgenden Tag die Franzosen einmarschierten.

Es war nach Mittag, als mit einem Knall die benachbarte Eisenbahnbrücke am Komturplatz in die Luft flog. Strategisch völlig unsinnig hatten ein paar Spinner diese und andere Brücken im letzten Moment in die Luft gesprengt. Für mich war das ein Signal: Raus aus der Uniform und rein in kurze Hosen! Die Uniform steckte ich im Keller in das Schornsteinfeger-Kaminloch, die Pistole und die Handgranate vergrub ich unter einem Kohlenhaufen, und mein Soldbuch versteckte ich an anderer Stelle. Dann empfingen wir, die Hausbewohner, an der Haustür die einmarschierenden französischen Soldaten, die aber nur flüchtig hereinschauten, ob irgendwo deutsche Soldaten waren. Das war für uns das Ende des Krieges – dachten wir!

Es vergingen die ersten Besatzungswoche, Anfang Mai kapitulierte Deutschland, und man gewöhnte sich langsam an den Frieden nach 5 ½ Jahren Krieg. Keine „Sondermeldungen“ mehr im Radio, keine Durchhalteparolen mehr, dafür aber grauenvolle Berichte von Konzentrationslagern, die die alliierten Truppen vorfanden. Auf Plakaten, im Radio und in den ersten Zeitungen, die nach dem Krieg erschienen, berichteten Augenzeugen und Betroffene von Tausenden von toten und kranken Menschen, die in den verschiedenen KZs gefunden und, wenn noch am Leben, befreit wurden.

Es war ein Schock für uns. Wir wussten zwar von KZs, dachten aber dies seien Arbeitslager für Kriminelle, politische Gegner oder Juden. Von einer „Massenvernichtung“ war uns bis dahin nichts bekannt geworden. Ich musste allerdings an 1938 denken, als mir in der Schweiz als 12-jährigem Bub das Buch „Die Moorsoldaten“ vorgehalten worden war. Jetzt konnten wir den Hass der Besatzer, vor allem gegen alles, was SS hieß, verstehen.

Eines Tages zur Mittagszeit läutete es Sturm, und jemand polterte gleichzeitig an die Wohnungstür. Als ich öffnete, standen ein französischer Offizier und vier Soldaten mit aufgeflepptem Bajonett vor mir: „Du SS, du mitkommen!“ Meine Beteuerungen, dass ich kein SS-Mann gewesen sei, glaubte man mir nicht. Ich musste vor diesem Begleitkommando durch die ganze Stadt zur Gewerbeschule in der Kirchstraße marschieren. Dort befand sich die „Sureté“, die französische Sicherheitspolizei.

Ich wurde stundenlang verhört mit erhobenen Händen und begleitet von Schlägen von hinten. Endlich nahm sich ein Offizier meiner an, nachdem zuvor die wiederholte Prüfung meiner Oberarme keinen Beweis für eine SS-Mitgliedschaft erbracht hatte: Alle SS-Leute hatten auf der Unterseite des Oberarms eine Tätowierung, die bei mir fehlte. Sie fanden auch keine Narben, die auf ein Entfernen derselben hingewiesen hätten.

Ich erinnerte mich meines Soldbuches und gab dies dem Offizier an. Ich zitterte nun nicht nur deshalb, dass es vielleicht nicht gefunden würde und ich nicht beweisen konnte, dass ich kein SS-Mann war, sondern ich hatte noch mehr Angst, die könnten bei einer Durchsuchung die Pistole und die Handgranate finden. – Zum Glück hatte Ewald, Gerdas Cousin, alles weggeschafft. Nachdem das Soldbuch bei der Sureté vorlag, wurde ich zum Kriegsgefangenen erklärt und musste mit anderen, zum Teil 15-jährigen Buben und über 60-jährigen Männern, in das Barackenlager am Flugplatz.

Am nächsten Tag, es war Pfingsten, kam eine Nachbarin von Gerda zum Flugplatzlager und berichtete durch den Zaun: „Gestern Abend haben die Franzosen Gerda und ihre Mutter verhaftet. Sie sollen ins Gefängnis gebracht worden sein. Eine Elsässerin, die im gleichen Haus wohnt und im französischen Offizierscasino arbeitet, soll sie angezeigt haben, weil sie einen SS-Mann versteckt hätten.“ Diese Elsässerin wusste ganz genau, dass ich Luftwaffenuniform getragen hatte.

Später stellte sich heraus, dass diese Frau von den Franzosen in ein ehemaliges KZ im Elsass gebracht wurde, weil sie mehrere Landsleute an die Nazis verraten haben soll „wegen Abhörens feindlicher Sender“, besonders gegen Ende des Krieges ein schweres Verbrechen! Sie hat uns also nur bei den Franzosen denunziert, um von ihrer Schandtat abzulenken – kein Einzelfall im Nachkriegs-Deutschland!

Ich kam dann ins Lazarett Vaubankaserne, während alle nicht verwundeten Gefangenen zu Fuß in Richtung Elsass in Marsch gesetzt wurden. „Es gab unterwegs Prügel und auch Tote, und von der elsässischen Bevölkerung wurden wir beschimpft, bespuckt und geschlagen, es war furchtbar!“

berichtete mir später ein Betroffener. Heute weiß ich, dass Gleiches in Deutschland nach der „Reichskristallnacht“ mit Juden geschehen war.

Nach einigen Wochen im Lazarett und spärlichen Nachrichten, die ich durch eine Krankenschwester von Gerda und ihrer Mutter erhielt, kam ich wieder ins Flugplatzlager. Es war mittlerweile Hochsommer geworden und die Ernährungslage sehr schlecht. Es kam eine Entlassungskommission. Zuerst wurden Landwirte entlassen, um die Ernte einzubringen. Ich meldete mich als „Landwirtschaftsschüler“. Frage des elsässischen Offiziers: „Wie hieß ihre Schule und ihr Direktor?“ Ich antwortete wahrheitsgemäß. „Sie sehen gar nicht wie ein Bauer aus! Sagen Sie mir, wie heißt die Kreuzung von einem Pferd und einem Esel?“ „Weiß ich nicht, wir haben bei uns keine Esel.“ „Und sie wollen Landwirt gewesen sein? Wegtreten!“ Danach wurden arbeitsunfähige Verwundete entlassen. Da meine Gesichtsverletzung noch nicht verheilt war, ich noch etwas „nachgeholfen“ hatte, wurde ich darauf hin am 29. Juli 1945 „libre comme irrecuperable“ entlassen.

Am nächsten Tag war ich bei einem bei den Franzosen zugelassenen Rechtsanwalt und berichtete ihm den ganzen Sachverhalt. Auf sein Schreiben hin wurden Gerda und ihre Mutter aus dem Gefängnis entlassen. Sie waren in einem jämmerlichen Zustand und berichteten:

„Die haben uns abgeholt und ins Sureté gebracht. Dort hieß es, wir hätten einen SS-Mann versteckt und kämen dafür ins Gefängnis. Im Keller der Sureté, in den sie uns sperrten, trafen wir noch andere verhaftete angebliche Nazis, darunter auch Christel Cranz und ihre Mutter. Ihnen warf man vor, sie seien mit Hitler persönlich befreundet gewesen. Man zeigte ihnen ein Foto, auf dem Christel mit Hitler zusammen nach dem Olympiasieg 1936 zu sehen waren. Das genügte schon! Im Gefängnis gab's kaum was zu essen, es gab aber auch keine Verhöre. Keiner wusste, warum wir eingesperrt waren.“

Selbst vor ihrer Entlassung wurden sei nicht befragt, keine Begründung für ihren wochenlangen Gefängnisaufenthalt. Nicht einmal ein Entlassungsschein wurde ausgestellt. – Jetzt erst war für uns der Krieg vorbei!

Nachwort

Erst am Lebensabend kann der Mensch die Zeitspanne, die er erleben durfte oder musste, rückblickend bewerten.

Ich bin dankbar dafür, dass ich das Ende dieses Jahrhunderts erleben durfte, vor allem, wenn ich daran erinnert werde, dass für viele meiner Jugendfreunde, Schul- und Kriegskameraden ihre Zeit schon abgelaufen war bevor sie erwachsen sein konnten.

Ich bin dankbar dafür, dass das Schicksal mich davor bewahrte, dass ich in diesem Krieg schuldig werden musste.

Ich bin dankbar dafür, dass es möglich wurde, unsere Heimat wieder aufzubauen, einen Beruf zu finden, der mir Freude bereitete und eine Familie zu gründen.

Ich bin dankbar dafür, über ein halbes Jahrhundert in Frieden gelebt zu haben, Freunde, auch in anderen Ländern, gefunden zu haben und dass wir Europäer werden konnten.

[...]

Freiburg, im März 1999 / Verb. 2. Auflage. Im Februar 2003

Walter Engmann

Walter Engmann